

REZENSIONEN

Andreas Boldt: Leopold von Ranke und Irland (HMRG-Beihefte, Bd. 83), 278 S., Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012, 54 €.

Rezensiert von Martin Schippan

In seiner Monographie über das Verhältnis von Leopold von Ranke (1795-1885) zu Irland, die nun in deutscher Übersetzung vorliegt, setzt sich Alexander Boldt mit bislang unerforschten Aspekten des Lebens und Werkes des Historikers auseinander. Systematisch untersucht der Verfasser die Bedeutung dieses Insellandes, das sich im ständigen Widerstreit mit England befand, für das geschichtswissenschaftliche Verständnis des preußischen Hofhistoriographien. Rund zwei Drittel seiner Monographie räumt Alexander Boldt der Bedeutung Irlands im Leben Rankes ein, der in ihr als Privatperson vorgestellt wird. Der Geschichtsschreiber heiratete im Jahr 1843 die Irin Helena Clarissa Graves-Perceval (1808-1871) nach anglikanischem Ritus und pflegte auch nach der Hochzeit Verbindungen zu ihren Verwandten in Dublin. Zur Rekonstruktion dieses Verhältnisses wertet Andreas Boldt den Briefwechsel zwischen den Eheleuten aus, den er zuvor in einer Anthologie ediert hatte, um Rückschlüsse auf Rankes Arbeitsweise als Historiker zu ziehen.

Zu Beginn seiner Studie skizziert der Verfasser die jeweiligen Familiengeschichten der beiden Ehepartner bis zu ihrer Hochzeit. Boldt hebt in seiner Studie hervor, dass sowohl Leopold von Ranke als auch seine Frau Helena Graves-Perceval jeweils aus Pfarrerfamilien stammten. Ein beiderseitiges Interesse an der Bildung und den „schönen Künsten“ lässt sich vor diesem Hintergrund erklären. Rankes musischer Hang sollte sich auch in seinem Erzählwerk widerspiegeln, das er mit literarischen Mitteln stilisierte. Laut Boldt nahm der musische Salon Rahel Levin von Varnhagens (1771-1833), in dem sich die späromantische „Berliner Intelligenzia“ (S. 27) versammelte, Einfluss auf ihn. In diesem Umfeld erprobte der spätere 'Vater der Geschichtswissenschaft' auch nach Ernennung zum Professor für Geschichte in Berlin (1825) seinen manieristischen Schreibstil. Boldt hebt hervor, dass die Eheleute Ranke mit ihrer preußischen Kronloyalität eine „übereinstimmende[n] Ansicht über Europa“ (S. 44) verband. Clarissa und Leopold neigten im Revolutionsjahr 1848 tendenziell dem politisch konservativen Lager zu, wenngleich sie auch liberale und kosmopolitische Einstellungen teilten. Rankes reformorientierte Gesinnung zeigt sich daran, dass er seine Ehefrau Clarissa an einem allgemeinen Bildungsgedanken teilhaben lassen wollte. Am monarchistischen Status quo in Preußen hielt er fest. Ranke vertrat zu dieser Zeit den Anspruch, die Nationalgeschichten vorurteilsfrei und objektiv zu betrachten. Der preußische Historiker unterstützte seine Frau, vor allem nach ihrer Lungenerkrankung, bei der Gründung eines eigenen Salons. Bis zum Tod Clarissas 1871 sollten

sich im Haus der Rankes Prominente des Berliner Geisteslebens, so die Gebrüder Grimm, der Jurist Friedrich Carl von Savigny (1779-1861) und der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775-1854), versammeln, um über Politik, Literatur oder andere gesellschaftliche Fragen zu diskutieren. Neben ihrer Funktion als Gastgeberin in einem Salon betätigte sich Clarissa Ranke auch als Lyrikerin, Übersetzerin und Schriftstellerin. Dabei pflegte sie einen intensiven Briefwechsel mit ihrer Verwandtschaft in Irland und sorgte für eine bilinguale Sprachvermittlung. Von Clarissas Beziehungen zu ihrem Heimatland konnte auch ihr Mann Leopold profitieren. Zusammen mit seinem Sohn Robert unternahm Ranke im Jahr 1865 eine Bildungsreise nach Großbritannien und Irland, wo er Zugang zu den wichtigsten Archiven und Bibliotheken erhielt.

Im letzten Drittel dieser Monographie wird die Bedeutung Irlands im Oeuvre des „Vaters der Geschichtswissenschaft“ untersucht. Weil Ranke keine eigenständige Nationalgeschichte des Herkunftslandes seiner Frau schrieb, richtet Alexander Boldt sein Augenmerk auf die umfangreiche „Meistererzählung“ *Englische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert* (1859–1869). In seinem Kapitel über die Entstehung dieses Werks wird deutlich, dass der Einfluss Clarissas und ihrer Verwandtschaft nicht zu unterschätzen ist. Die Familie Graves unterstützte Ranke, so Boldt, bei der Beschaffung zahlreicher Quellen. In der *Englischen Geschichte* erzählt der Verfasser vor allem von den Aufständen der irischen Bevölkerung gegen das englische Königshaus. Dabei legt er seinen Schwerpunkt auf die Rückeroberung Irlands und Schottlands durch den Lordprotektor Oliver Cromwell (1599-1658), dessen Heere in der nördlich von Dublin gelegenen Stadt Drogheda (1648) ein Massaker anrichteten. Ranke geht ausführlich auf die folgenschwere Schlacht von Boyne am 2. Juni 1690 ein. In ihr besiegte das von König Wilhelm III. von Oranien-Nassau (1650-1702) angeführte protestantische Heer die irischen Aufständischen unter dem früheren englischen König Jacob II. Stuart (1633-1701). An der Gewichtung solcher für Irland verheerenden Zäsuren kann man, trotz seines historischen Objektivitätsanspruchs, eine Sympathie Rankes für die Seite der Aufständischen erkennen, der nach seiner Heirat mit Clarissa Graves die britische Historie nicht mehr unbefangen wertete. Bei der Darstellung des Konflikts zwischen Irland und England hebt der Historiker die konfessionelle Problematik zwischen Katholiken und Protestanten hervor, die seiner Auffassung nach entscheidend zur Entstehung des modernen Staatenwesens beitrug. In seiner *Englischen Geschichte* zeigt sich die für ihn typische Herangehensweise, bei der Betrachtung der Vergangenheit eines Landes vordergründig der Außen- und Kriegspolitik besonderes Augenmerk zu schenken. Die Historie Irlands soll, so Ranke, in einem gesamteuropäischen und universalgeschichtlichen Zusammenhang begriffen werden, um die Herausbildung des modernen Staatenwesens zu erklären.

Die Untersuchung der englisch-irischen Beziehungsgeschichte im 16. und 17. Jahrhundert lässt sich, wie Boldt überzeugend hervorhebt, nicht losgelöst von den Ereignissen zu Leb- und Schaffenszeiten Rankes betrachten. Denn auch in den 1860er-Jahren strebte die irische Bevölkerung, deren Anliegen der preußische Hofhistoriograph mit Sympathie begleitete, die Unabhängigkeit von Großbritan-

nien an. Diese zeitgeschichtliche Dimension hatte zur Folge, dass auch die Geschichtsschreibung politisiert war. Um die Vorzüge von Rankes Darstellung aus der preußischen Aussensicht zu würdigen, vergleicht Boldt dessen Bücher mit englischsprachigen Geschichtswerken, so etwa der *History of England* des britischen Historikers Thomas Macaulay (1800-1859). Bei der Untersuchung dieser Darstellung stellt der Verfasser ein „polemisches Element“ (S. 187) fest. Die jeweilige Zugehörigkeit zu einer Bevölkerungsgruppe, zu einer politischen Partei oder zu einer Konfession wirkte sich in der englischen Historiographie auf die Bewertung der Ereignisse aus. Von Macaulay etwa wurden die Iren als unzivilisierte Barbaren betrachtet. Trotz seiner Sympathien für die irische Seite bemüht sich Ranke hingegen um eine „objektive“ Sicht auf die Geschichte Englands und Irlands. Die Verarbeitung von bisher noch nicht ausreichend genutztem Quellenmaterial führte dazu, dass sein Geschichtswerk auch im englischsprachigen Raum Resonanz fand.

Der Ansatz Boldts, die Arbeitsweise Rankes im Zusammenhang mit seinem familiären Umfeld zu untersuchen, erweist sich als erkenntnisreich. Das positive Irlandbild sowie die europäische Offenheit des Historikers lassen sich in hohem Maße aus seiner Vermählung mit Clarissa erklären. Ein wesentliches Verdienst seiner Studie besteht darin, dass er das Werk Rankes kritisch und vergleichend betrachtet und sich bei seiner Untersuchung nicht auf programmatische Vorreden und Einleitungskapitel beschränkt. Zugleich wirft seine Arbeit weitere Fragen auf, etwa die nach der Herangehensweise Rankes in seinen anderen „Meistererzählungen“. Inwieweit wird er, so wäre zu fragen, in seinen Narrativen dem Selbstanspruch auf geschichtswissenschaftlicher Objektivität gerecht? Welche Möglichkeiten und Grenzen bietet die „Meistererzählung“ für die Darstellung historischen Wissens? Und inwieweit werden Topoi wie „die Geschichte“ oder „die großen Männer“ in dieser Gattung ästhetisch stilisiert? Von Interesse wäre auch eine ausführliche Betrachtung seiner Stellung in der spätrömantischen Kultur Berlins und eine noch eingehendere Würdigung seiner Beziehung zu ihren wichtigsten Vertretern, wie Schelling, Brentano oder Rahel Varnhagen. Nicht zuletzt ist auch eine eingehendere biographische Studie über seine Ehefrau Clarissa als Salondame, Schriftstellerin und Zeitzeugin in Berlin erwünscht.

Martin Schippan, Berlin

Wolfgang Kraushaar: „Wann endlich beginnt bei Euch der Kampf gegen die heilige Kuh Israel?“ München 1970: über die antisemitischen Wurzeln des deutschen Terrorismus, 875 S., Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2013, € 34,95.

Rezensiert von Eckhard Jesse

Es gehört zu den Paradoxien, dass sich die größte Terrorserie in Deutschland im kollektiven Bewusstsein der Bürger nicht eingebrannt hat. Sie ist vergessen und verdrängt worden. Innerhalb von elf Tagen – der Besuch des israelischen Außenministers *Abba Eban* stand bevor – kamen bei vier anti-israelischen bzw. anti-jüdischen Aktionen im Februar 1970 55 Menschen ums Leben. Die Flugzeugentführung in München-Riem scheiterte an der couragierten Reaktion des Piloten; das eine Bombenattentat auf ein Flugzeug ging in Frankfurt durch eine Notlandung glimpflich aus, das andere durch den Absturz einer *Swissair*-Maschine in der Nähe des schweizerischen Ortes Würenlingen mit 47 Toten verheerend. Lag die Urheberschaft hier jeweils bei palästinensischen Kommandounternehmen, so ließ sich der Brandanschlag vom 13. Februar auf das Münchner Gemeindehaus der Israelitischen Kultusgemeinde in der Reichenbachstraße, dem sieben Juden zum Opfer gefallen waren, trotz einer extrem hohen Belohnung nicht aufklären. Als tatverdächtig galten ideologisch höchst unterschiedliche Gruppierungen: antisemitische Rechtsextremisten, linksextremistische Münchner *Tupamaros*, antiisraelisch eingestellte Palästinenser. Jede Richtung distanzierte sich von der Tat, wobei die Begründungen unterschiedlich ausfielen. So hieß es bei den Münchner *Tupamaros*: „diesen neuen reichstagsbrand im altersheim können nur leute gelegt haben, die daran interessiert sind, die hexenjagd auf die feinde des us-zionistischen imperialismus zu eröffnen“ (S. 164).

Wolfgang Kraushaar vom Hamburger Institut für Sozialforschung, aus dessen Feder mehrere wegweisende Publikationen zum deutschen Terrorismus stammen, geht den Hintergründen dieses Verbrechens hartnäckig nach, wie das bisher keiner getan hat. Sein Werk, spannend geschrieben, in 45 Kapitel unterteilt, chronologisch aufgebaut, fördert viele neue Erkenntnisse und alte Sachverhalte zutage. Ebenfalls im Februar 1970 waren Molotowcocktails in die Wohnung eines Münchner Richters geworfen worden. Er hatte den Fahnenflüchtigen *Günter Maschke*, einen Ex-Kommunarden, der sich nach Kuba abgesetzt und von dort abgeschoben worden war, zu einer Freiheitsstrafe verurteilt. *Kraushaar* lässt eine Zeit lebendig werden, in der die Täter – aus Angst des Staates vor neuen Mordkomplotten – bald wieder in ihre Heimat gelangten, wie in den genannten Fällen (der Autor geißelt diese Nachgiebigkeit als *Appeasement*-Politik) – auch eine Zeit, in der Israel bei Teilen der extremen Linken als Hort des „imperialistischen Zionismus“ galt. Der Leser staunt über die Rekrutierung der Münchner *Tupamaros* mit den späteren Terroristen *Rolf Heißler*, *Brigitte Mohnhaupt*, *Irmgard Möller*, *Fritz Teufel*. Wer *Kraushaars* Informationen studiert, kann die Geburtsstunde des deutschen Terrorismus nicht mehr auf den Mai 1970 datieren (Befreiung von *Andreas Baader*). *Kunzelmann* und *Teufel* – sie waren politische Kriminelle, keine harmlosen Polititclowns.

Das Buch besteht im Grunde aus mehreren „Büchern“. So wird intensiv die Rolle des palästinensischen Untergrundes in Deutschland sowie das Versagen der Sicherheitsbehörden bei dem Anschlag des *Schwarzen September* auf die israelische Mannschaft während der Olympischen Spiele 1972 beschrieben und analysiert. Der rote Faden geht dabei mitunter verloren. Das mit 50 Seiten längste Kapitel über *Issam Saratwi* und seinen Wandel vom Gründer einer Terrororganisation zum Wegbereiter einer Zwei-Staaten-Lösung im Nahen Osten ist für sich genommen aufschlussreich, steht freilich nur in einem losen Zusammenhang zur Anschlagserie. Weniger – die Konzentration auf den unaufgeklärten Terroranschlag – wäre mehr gewesen. Vielleicht hätte sich so das Umfeld von *Dieter Kunzelmann*, für den Autor der Drahtzieher vieler Aktionen, noch schlüssiger ausleuchten lassen, vor allem die Verbindung zum palästinensischen Milieu. Die „Arbeitsteilung“ (S. 687) zwischen den *Tupamaros* und den Palästinensern wird mehr behauptet als belegt, auch wenn der Gründer der Kommune I und der gewalttätigen *Tupamaros* – von *Kraushaar* in einem früheren Buch als Hintermann beim Anschlag auf das Jüdische Gemeindehaus am 9. November 1969 in West-Berlin überführt („Die Bombe im Jüdischen Gemeindehaus“) – in der Tat Kontakte zu terroristischen Palästinensergruppen wie der *Fatah* hatte. Dass *Kunzelmann*, der Urheber des Zitats, das dem Buch seinen Titel gibt, in den 80-er Jahren für die Alternative Liste im Berliner Abgeordnetenhaus saß, stellt für die Grünen kein Ruhmesblatt dar. Das Buch ist nicht zuletzt deshalb aufregend, weil *Kraushaar* seinen Stoff unaufgeregt präsentiert, keineswegs sensationslüstern. Manchmal misst er maulheldenartigen Aussagen, etwa *Georg von Rauchs* Phantasien zur „Sprengung“ der Olympischen Spiele, zuviel Gewicht bei. Läuft dies auf eine gewisse Dämonisierung hinaus, sind die Bezeichnungen „Linksradikale“ oder „radikal Linke“ für Extremisten und Terroristen Euphemismen.

Insgesamt analysiert der Autor messerscharf, reiht er ein Indiz an das andere. So ist die bisher unbeachtet gebliebene Aussage des ehemaligen RAF-Mannes *Gerhard Müller* gegenüber dem Bundeskriminalamt von Belang. Dieser will ein Gespräch zwischen *Gudrun Ensslin* und *Irmgard Möller* über den Brandanschlag gehört haben, in dem folgende – verräterische – Bemerkung *Ensslins* gefallen sei: „Diese Arschlöcher. Gut, dass diese Sache den Neo-Nazis untergeschoben wurde“ (S. 598). Wo Beweise fehlen, kommt dies zur Sprache. *Kraushaar* sind Verschwörungstheorien keineswegs eigen, gleichwohl unterläuft ihm die eine oder andere Aussage, die stärker zu relativieren gewesen wäre. „Wenn *Karl August* kommt, freue ich mich ja sehr. Doch wo sind die Brandst. geblieben? Und warum steht in Deinem Brief nichts von N. aus Frankfurt?“ (S. 364). Aus diesen Briefpassagen *Ina Siepmanns* an ihren Freund *Kunzelmann* folgert *Kraushaar*: „*Siepmanns* vorwurfsvolle Frage, wo die Brandstiftungen geblieben seien, spricht dafür, dass noch während *Kunzelmanns* Aufenthalt bei den Palästinensern derartige Praktiken verabredet worden sein könnten. Die Frage lautet deshalb, ob der Brandanschlag in der Reichenbachstraße möglicherweise die Antwort auf *Siepmanns* Frage gewesen ist“ (S. 364). Der Autor macht aus dem Kürzel „Brandst.“ einfach „Brandstiftungen“ (auch im Zitat der Kapitelüberschrift, S. 356), obwohl der Zusammenhang das Wort „Brandstifter“ nahelegt. Damit könnten die Ende

1969 untergetauchten *Andreas Baader* und *Gudrun Ensslin* gemeint sein. An anderer Stelle ist sogar von „offenbar abgemachten Brandstiftungen“ (S. 601) die Rede. Solche kühnen Interpretationen sind die Ausnahme. Hier unterscheidet sich die Perspektive wohltuend von Insinuationen in seiner Studie über die Linksterroristin *Verena Becker*, die nach *Kraushaar* schon vor dem Mord an Generalbundesanwalt *Siegfried Buback* beim Verfassungsschutz „geplaudert“ haben soll („Verena Becker und der Verfassungsschutz“).

Die These, Münchner *Tupamaros* seien für die Tat verantwortlich, ist plausibel, aber es bleibt eine These. *Kraushaars* Rekonstruktion trägt viel Material zusammen, das in diese Richtung weist. 1970 war ein 18-jähriger Lehrling von der *Aktion Südfront* aus dem *Tupamaros*-Umfeld in das Visier der Ermittlungsbehörden geraten, wobei diese ihm die Tat trotz starker Verdachtsmomente nicht nachzuweisen vermochten. Nun wäre es vermessen, von *Kraushaar*, schließlich kein Kriminalist, einen wasserdichten Beweis zu verlangen. Allerdings irritiert der Hinweis auf einen möglichen „Regisseur“ (S. 673) hinter den kriminellen Aktionen. Für eine Zusammenarbeit zwischen den Münchnern *Tupamaros* und den Palästinensern fehlen wie eingeräumt, handfeste Belege.

Das minutiös recherchierte, quellengesättigte Werk enthält einen über 100-seitigen instruktiven Anhang (mit Biographien, Chroniken, Quellen, Register). Diese Herkulesleistung zählt zu den wichtigsten zeithistorischen Studien aus den letzten Jahren. Dass *Kraushaars* Hausverlag („Hamburger Edition“) das Buch nicht haben wollte, mutet unverständlich an. Es ist fürwahr kein „Ärgernis“, wie *Petra Weber* in der FAZ meint, auch wenn es Anstoß erregt.

Eingangs war von einer Paradoxie die Rede, der Diskrepanz zwischen den massiven terroristischen Aktivitäten und ihrer geringen Rezeption. Eine weitere besteht in dem folgendem Befund: Das voluminöse *Kraushaar*-Buch ist jüngst zwar oft, meist aber ausgesprochen kritisch rezipiert worden. Offenbar hat der Autor mit der lange verbreiteten Verharmlosung eines linken, antizionistisch, wenn nicht antisemitisch geprägten Terrors – die Grenzen sind fließend – einen wunden Punkt getroffen. Sein Ziel, eine öffentliche Debatte über die vergessenen Vorgänge auszulösen, ist erreicht. Mehr noch: Der Generalbundesanwalt untersucht seit dem Sommer 2013 den bisher ungeklärten Brandanschlag vom 13. Februar 1970. Das ist nicht zuletzt sein Verdienst. Ob sich allerdings seinerzeitige Versäumnisse mehr als vier Jahrzehnte später kompensieren lassen?

Prof. Dr. Eckhard Jesse, Chemnitz

Jürgen Nielsen-Sikora: Das Ende der Barbarei. Essay über Europa. (Studien zur Geschichte der Europäischen Integration – SGEI, Bd. 20), 145 S., Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012.

Rezensiert von Wolfgang Schmale

Der Autor beleuchtet Auseinandersetzungen mit Europa mithilfe dreier Sondierungen, die jeweils nach einem großen Krieg – oder sagen wir besser: nach den drei großen europäischen Kriegen des 19. und 20. Jahrhunderts – angesetzt sind: nach den napoleonischen Kriegen, nach dem Ersten Weltkrieg, nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei werden zwei Autoren und eine Autorin besonders diskutiert: Conrad Georg Friedrich Elias von Schmidt-Phiseldek (gest. 1832), Walter Benjamin und Hannah Arendt. Alle drei haben Deutschland im Lauf ihres Lebens verlassen (müssen) – lediglich Schmidt-Phiseldek ging freiwillig in dänische Dienste und machte dort Karriere. Benjamin und Arendt mussten vor der Verfolgung durch die Nazis fliehen. Während die beiden letzteren längst global rezipierte Autoren darstellen, ist Schmidt-Phiseldek eher im deutschen Sprachgebiet bekannt. Alle drei stellen jedoch originelle Denkerinnen und Denker dar, die nicht so ohne weiteres für „deutsches Europadenken“ stehen. Trotz allem ist der Blickwinkel des Autors der eines deutschen Historikers auf Europa, zumal es autobiographische Einschlüsse im zweiten Buchteil gibt.

Als roter Faden in einem Buch, das aus achtzehn für sich lesbaren Abschnitten besteht und in gewissem Sinn dezentriert angeordnet ist, stellt sich die Auseinandersetzung mit „Moderne“ dar, die sich bei Schmidt-Phiseldek ankündigt und bei Benjamin und Arendt im Zentrum des Werks steht. Zugleich wird einiges an Historiografie aufgearbeitet: im Anschluss an Benjamin sehr allgemein, indem etwa auch Droysen diskutiert wird, darüber hinaus stärker europaspezifisch.

Nielsen-Sikora zitiert gerne aus literarischen Texten; er knüpft an Überlegungen verschiedener Schriftsteller an, die sich auf die Aufhäufung von Toten in Europa beziehen, das einzig wirklich europäisch Gemeinsame, was allerdings nicht gemeinsam erinnert wird. Wenn Europa nach den drei großen Kriegen jeweils Gegenstand eines intensiven gestaltenden Denkprozesses wurde, so stellt sich der Autor die Frage, wie es sich heute Europa denkt – lange nach dem letzten großen Krieg. Als Versuchsanordnung schreibt er, er wolle „den Krieg neu denken“ (S. 91). Hier rekurriert er zunächst darauf, wie ihm im Lauf der Jahre als Schüler und junger Mann der Krieg vermittelt wurde. Er thematisiert das Schweigen der Kriegsgeneration, die unvollständigen Erzählungen im großen Familienkreis und andere Wege bis hin zu Computerspielen. „Ich kenne den Krieg als sozialen Riss, dessen Bruchlinie sich über die Generationen hinweg fortgepflanzt hat, und der mit seinen haarfeinen Verästelungen auch in die Biografien all der Generationen eindrang, die ihn selbst nie erleben mussten.“ (S. 93) Was bedeuten die Kriege für jemanden, der nicht teilnahm, weil er nicht geboren war? „Ich glaube, dass das Wort, aus dem für meine Generation, die Nachgeborenen, alles, einschließlich unserer Identitäten, hervorgegangen ist, *Europa* lautet. Mit Europa füllen wir die

Leerstelle, die der Krieg im Vokabular unserer Väter hinterlassen hatte. Europa war gleichbedeutend mit dem Ende der Barbarei.“ (S. 102)

Die semantische Verortung des Namens Europa führt zu Verantwortlichkeit für Europa und zur Notwendigkeit, Europas Identität kulturell zu denken.

Die im ersten Teil jeweils in den Mittelpunkt gestellten Autoren und Autorinnen waren auf unterschiedliche Weise in das Zeitgeschehen involviert, sie waren Akteure über das Maß hinaus, wie jeder Mensch Akteur seiner Zeit ist. Im zweiten Teil ist der Akteur, der im Mittelpunkt steht, der Autor selber. Ein solches Parallelverfahren ist nicht ohne Risiko, weil man sich in die Situation des Verglichenwerdens hineinbegeben muss. Ein anderes Risiko besteht darin, Wissenschaft und einen aufklärerisch-appellativen Habitus zu vereinbaren, den der „Essay“ hat. Ist der Appell an die individuelle Verantwortlichkeit für Europa wissenschaftlich argumentierbar? Das ist nicht eindeutig so oder so zu beantworten, legt aber offen, dass die Frage nach einem Ziel Europas, das die Antwort auf das „Warum Europa?“ einschließt, durchaus drängt.

Prof. Dr. Wolfgang Schmale, Wien

Roberts, Callum, *Der Mensch und das Meer. Warum der größte Lebensraum der Erde in Gefahr ist*, 588 S., DVA, München 2013, 24,99 €.

Rezensiert von Jens Ruppenthal

Die US-amerikanische Biologin Rachel Carson ist vor allem für ihr 1962 veröffentlichtes Buch „*Silent Spring*“ bekannt, das auf die Gefahren für Mensch und Umwelt durch den Einsatz von Pestiziden aufmerksam machte und so zu einem Gründungsdokument der Umweltbewegung nicht nur in den USA wurde. In zweiter Linie ist sie aufgrund ihrer meereskundlichen Arbeiten in Erinnerung geblieben: Während ihrer Tätigkeit für die US-Fischereibehörde war bereits 1951 das Buch „*The Sea around Us*“ entstanden und erfolgreich verkauft und übersetzt sowie dokumentarisch verfilmt worden. Wenn der englische Meeresbiologe Callum Roberts von der University of York von der „*New York Times*“ als „*Rachel Carson of the fish world*“ bezeichnet wird, muss es auch ihm gelungen sein, einer breiten Leserschaft den unfassbar großen Lebensraum Ozean in allgemein verständlicher Weise näher zu bringen. Für seine „*The Unnatural History of the Sea*“ betitelte und 2007 erschienene Weltgeschichte der Fischerei hatte er bereits den „*Rachel Carson Environment Book Award*“ erhalten, nun liegt das im Original 2012 herausgekommene nächste Buch „*Ocean of Life*“ auf Deutsch unter dem Titel „*Der Mensch und das Meer*“ vor. Darin versucht Roberts in 22 Kapiteln eine Antwort auf die im Untertitel angedeutete Frage „*Warum der größte Lebensraum der Erde in Gefahr ist*“ zu geben. Warum wird nun dieses Buch in einer historischen Fachzeitschrift rezensiert?

Dafür sprechen zwei Gründe. Erstens: Die erwähnte „Unnatural History of the Sea“ war ein gelungener Überblick über die Geschichte von Fischerei und Walfang und ihre Auswirkungen auf den Lebensraum Ozean und die Fisch fangende und Fisch essende Menschheit. Das Buch richtete sich an Historiker und – das sind die meisten von ihnen wohl zugleich – meereskundliche Laien und griff auf, was sowohl Fischereihistoriker als auch Fischereibiologen in den letzten Jahren mehrfach anregten. Beide Gruppen fordern die Auswertung historischer Quellen über die Nutzung der Meere durch den Menschen, um Fragen nach dem weiteren Wandel maritimer Lebensräume beantworten zu können. Roberts‘ aktuelles Buch könnte somit ein weiterer Beitrag zur Verbindung von unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven auf das Meer sein. Zweitens: In jüngster Zeit nimmt das Interesse am Meer in den Geschichtswissenschaften ganz allgemein zu. Neben gleichsam klassischen historischen Themen zur See, wie Piraterie oder europäische Expansion, werden z.B. zunehmend die Geschichten von Meeresforschung, Häfen oder gar Aquarien zum Thema. Zur Geschichte des Seehandels oder des Seekriegs wird schon lange geforscht, doch die Diskussion um den historischen Ort des Meeres jenseits der einschlägigen Teildisziplinen und Spezialgebiete beginnt gerade erst.

Diese Besprechung muss grundsätzlich festhalten, dass „Der Mensch und das Meer“ im Gegensatz zur Vorgängerpublikation keinen Schwerpunkt auf die Geschichte legt. Roberts zitiert zwar häufig aus den Texten früher Meeresforscher und verweist regelmäßig auf die Ursprünge und historischen Entwicklungen von Wissenschaften, aber auch von maritimen Berufsgruppen und Institutionen. Der weitaus größte Teil seiner Ausführungen bezieht sich jedoch auf das gegenwärtige Verhältnis von Mensch und Meer, was in den meisten Fällen die Veränderung des Meeres durch den Menschen zum Negativen meint. Worin also liegt der Nutzen des Buches für Historikerinnen und Historiker?

Zunächst einmal schildert Roberts in den ersten vier von insgesamt 22 Kapiteln klimatische und geologische Veränderungen im Wandel der Erdzeitalter (Kap. 1), Bedeutung und Gewinnung von „Nahrung aus dem Meer“ von den Frühmenschen bis in die Gegenwart (Kap. 2), Entstehung und Auswirkungen der Überfischung, gestützt auf eigene Forschungen, unter Rückgriff auf historische Fangdaten und deutlichem Verweis auf unternehmerische Ignoranz und politische Naivität (Kap. 3), komplexe Vorgänge im dreidimensionalen Raum des Ozeans im Zusammenhang mit Winden und Strömungen und im weiteren Kontext mit dem Klimawandel (Kap. 4). Besonders bei dem Letzteren und seinen erwarteten Auswirkungen bleibt Roberts im Übrigen konsequent beim Meer und seinen Bewohner. Drohende Wasserstände anhand berühmter Bauwerke im Binnenland zu illustrieren, überlässt er anderen Darstellungen. Er wirft zur Erklärung Blicke auf die Wissenschaftsgeschichte und ihre Protagonisten, darunter bekanntere wie Benjamin Franklin, der die erste Karte des Golfstroms zeichnete, und unbekanntere wie der Schwede Svante Arrhenius, der bereits im 19. Jahrhundert präzise Berechnungen zur Erderwärmung anstellte.

Die übrigen Kapitel lassen sich in zwei Gruppen einteilen: In der ersten Gruppe von Kap. 5 bis Kap. 15 zeichnet Roberts ein düsteres Bild vom Zustand

des Meeres, indem er alle Arten der Verschmutzung, den Rückgang der Artenvielfalt und andere, fast immer menschengemachte, Belastungen des Ökosystems erläutert. In diesen Kapiteln geht es um klimabedingte Wanderungsbewegungen von Lebewesen – samt –, um den Anstieg des Meeresspiegels, um die Versauerung der Meere, um erhöhte Nährstoffkonzentration, um Ölverschmutzung und chemische Schadstoffe, um schier unglaubliche Mengen an Plastikabfällen in den Ozeanen, um die Entstehung einer permanenten Geräuschkulisse unter Wasser, um eingeschleppte Arten und die Zunahme von Krankheiten bei zahlreichen Lebewesen, die zunehmend auch Anzeichen von Stress zeigten. Während diese Entwicklungen vielerorts kaum abschätzbare Auswirkungen nicht nur auf die Fischerei, sondern generell auf ökonomische und soziale Verhältnisse hätten, würden zu den wenigen Profiteuren ausgerechnet Quallen gehören. Sie dürften sich extrem stark vermehren, so dass Roberts eine „gelatineförmige Zukunft“ (S. 193) schwant.

Der Autor bringt an vielen Stellen seine ganz persönlichen Befürchtungen mit oft emotionalen Worten zum Ausdruck, was dem Buch eine ganze Reihe von Redundanzen beschert. Viele Kapitel beginnen mit persönlichen Erfahrungen oder Anekdoten des Autors, was die folgenden Erläuterungen beispielhaft illustrieren, manchmal aber auch etwas bemüht wirken kann. Bei allem Problembewusstsein äußert er die optimistische Hoffnung, dass der Mensch seinen Wissensstand und seine technischen Möglichkeiten dazu nutzen wird, künftig schonender mit dem Meer umzugehen.

Damit leitet Roberts zur zweiten Gruppe von Kapiteln über, in denen – teils utopisch anmutende – Rettungspläne und Lösungsvorschläge vorgestellt werden. Auch die Kap. 16 bis 22 gehen vor allem auf Risiken ein, befassen sich aber stärker mit Chancen. Die Themen dieser Kapitel reichen von Aquakultur, Müllbeseitigung, Kohlendioxidreduzierung und anderen konkreten Maßnahmen zum Schutz der Meeresumwelt und zum Erhalt der meeresbiologischen „Vielfalt und Vielzahl“. Etwas steil als „New Deal für die Meere“ bezeichnet, beschreibt Roberts erfolgreiche Beispiele der Einrichtung von Meeresschutzgebieten an so unterschiedlichen Orten wie der schottischen Arran-Insel oder den Fiji-Inseln. Die oft gelobten Projekte zur Anlage von „künstlichen Riffe“, die auf der Grundlage von versenkten ausrangierten U-Bahnwaggons oder Panzern entstehen sollen, stellen sich dagegen oftmals als erfolglos und nur als eine andere Form der Verklappung heraus.

Alles in allem ist das Buch Anklage und Plädoyer zugleich: Angeklagt werden Politiker und Fischindustrie, die noch gut davonkommen, wenn Roberts ihnen Attribute wie „töricht“ oder „kurzsichtig“ verpasst. Er bezeichnet politische und (betriebs-)wirtschaftliche Entscheidungen auch ganz unverblümt als „Perversität“ (S. 445). Für die verbreitete „verquere Denkweise“ macht er zudem jene Gruppe von Wissenschaftlern mitverantwortlich, die das Problem der Überfischung leugnen, weil sie „offenbar immun gegen noch so viele historische Belege für einen Niedergang“ (S. 443) seien. Vereinzelt richtet Roberts aber auch Lob in – wie ihm bewusst ist – unerwartete Richtungen, z.B. wenn er George W. Bush für dessen Anteil an der Einrichtung großer Meeresschutzgebiete ein „großartiges Erbe“ (S.

495) zumindest auf diesem Gebiet der maritimen Umweltpolitik bescheinigt. Plädoyer ist das Buch, weil Roberts immer wieder betont, dass nicht nur der Rückgang der weltweiten Fischbestände, sondern auch die globale Erwärmung oder die vielfältige Verschmutzung der Meere abzumildern, aufzuhalten oder gar zurückzudrängen seien. So endet das Buch mit hoffnungsvollen Tönen, wozu auch kurze Texte zur richtigen Auswahl von Lebensmitteln aus dem Meer und zu einschlägig tätigen Umweltschutzorganisationen gehören, aber aufs Ganze gesehen, fragt man sich doch, ob nicht angesichts all der beschriebenen Probleme und der verbreiteten Ignoranz im Umgang mit ihnen der negative Eindruck überwiegen muss. An Dramatik lässt es Roberts nicht fehlen.

Doch die Stimmung scheint angemessen, und sie lässt sich illustrieren, wie Roberts ausdrücklich schreibt. Zu den Detailinformationen, die aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive als Anregungen dienen können, gehören diverse historische Fotografien unter den fast 60 Abbildungen des Buches. Eine Reihe von ihnen zeigt, wie die Fänge von Sportanglern im Lauf des 20. Jahrhunderts immer kleiner wurden, wie einst meterlange Schwertfische pfannentauglichen Makrelen auf dem Trophäenfoto Platz machten. Solche und andere historische Fotografien sind ergiebige Quellen, die besonders eindrücklich den Wandel im Meer dokumentieren können – zumindest bei den sichtbaren und dem Betrachter vertrauten Bewohnern.

Das Buch ist nicht explizit für Historikerinnen und Historiker geschrieben. Roberts hält die historischen Ausführungen überschaubar und präsentiert selbstredend keine neuen geschichtswissenschaftlichen Forschungsergebnisse. Dennoch kann der Band mehr sein als ein verständlich und unterhaltsam verfasster Überblick zum Zustand der Ozeane für jedermann. Wenn maritime Geschichte tatsächlich in Zukunft häufiger zum Gegenstand der historischen Forschung und der noch immer deutlich seefahrtshistorische Rahmen vor allem um umwelt- und kulturgeschichtliche Fragen erweitert wird, dann werden Meeresbiologen wie Callum Roberts die ersten Ansprechpartner der Historiker sein. Die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Folgen des menschlichen Umgangs mit dem Meer im Wandel der Zeit werden sich nur vollständig erfassen lassen, wenn auch die historische Dimension der Ökologie einbezogen wird. Das gilt besonders dann, wenn das betreffende Ökosystem das größte des Planeten ist.

Dr. Jens Ruppenthal, Köln